

Bodo Plachta

„nicht einen Schuß Pulver werth“?

Editionsphilologie im Kontext romantischer Kulturkonzepte

1.

Die Edition von Texten hat bekanntermaßen eine lange Tradition und reicht bis in die Antike zurück.¹ Obwohl es auch im deutschen Sprachraum eine ausgeprägte Editionstradition gibt und wichtige editorische Impulse etwa von den Humanisten im 16. Jahrhundert ausgegangen sind, wurden Fragen der Textedition erst im 18. Jahrhundert wieder systematisch erörtert. Das Augenmerk lag jedoch nach wie vor auf der Edition antiker Texte, dann auf denen des Mittelalters und so gut wie gar nicht auf der Edition neuerer Texte. Eine bemerkenswerte Ausnahme war die Edition der Gedichte des Barockdichters Martin Opitz, die von Johann Jacob Bodmer und Johann Jacob Breitinger 1745 herausgebracht wurde. Bodmer und Breitinger diskutierten in ihrer Herausgebervorrede erstmals die so fundamental unterschiedliche Überlieferung antiker bzw. mittelalterlicher Texte im Vergleich mit der Überlieferung neuerer, nach der Erfindung des Buchdrucks entstandener Texte. Während Varianten in der Überlieferung antiker oder mittelalterlicher Texte meistens durch Abschreiber und Redaktoren entstanden waren und nur in ganz wenigen Fällen auf den Autor zurückgingen, erkannten Bodmer und Breitinger, dass die Varianten, die sie in der Überlieferung von Opitz' Gedichten vorfanden, dagegen vom Autor stammten.² Aber die Zeit war für derartige, aus heutiger Perspektive innovative Beobachtungen noch nicht reif und daher auch nicht bereit für einen radikalen methodischen Paradigmenwechsel in der Textkritik. Die Diskussion editorischer Fragen befand sich weiterhin in der Hand von

¹ Dieser Beitrag greift Überlegungen aus folgenden Aufsätzen auf: Bodo Plachta, *Germanistische Editionswissenschaft im Kontext ihrer Geschichte*, in: *Anglia* 119 (2001), H. 1, S. 375–398 und Bodo Plachta, *Dilettanten und Philologen. Debatten über den Umgang mit Texten in Editionen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, in: *Ästhetische Erfahrung und Edition*, hg. von Rainer Falk und Gert Mattenklott, Tübingen 2007 (Beihefte zu editio 27), S. 59–71. Der Wissenschaftsgeschichte der Edition widmet sich seit 2005 die Reihe „Bausteine zur Geschichte der Edition“, die von Rüdiger Nutt-Kofoth und Bodo Plachta herausgegeben wird.

² Wiederabdruck der „Vorrede“ von Bodmer und Breitinger in: Rüdiger Nutt-Kofoth (Hg.), *Dokumente zur Geschichte der neugermanistischen Edition*, Tübingen 2005 (Bausteine zur Geschichte der Edition 1), S. 4.

Altphilologen, die nach festen, lange erprobten Prinzipien Texte edierten. Insofern war die Edition der Epen Homers im 18. Jahrhundert durchaus ein Meilenstein in der Geschichte der Edition, weil man glaubte nachweisen zu können, dass der Autor Homer weitgehend eine Fiktion sei und „Ilias“ und „Odyssee“ vielmehr von mehreren Autoren verfasst worden seien. Insbesondere Friedrich August Wolf diskutierte diese ‚homerische Frage‘ in seinen berühmten „Prolegomena ad Homerum“ (Halle 1795), die seitdem als wichtige Gelenkstelle in der Geschichte der Edition gelten. Wolf hatte sich darum bemüht, die Textgeschichte von „Ilias“ und „Odyssee“ zu rekonstruieren und einen kritischen Text aus den überlieferten Handschriften zu gewinnen.³ Dieser Ansatz wich vom geläufigen Verfahren ab, nur eine überlieferte Handschrift, und zwar meistens den ‚textus receptus‘, als Grundlage der Edition zu wählen. Erst Karl Lachmann wird Jahre später an diese Überlegungen anknüpfen und den von Wolf eingeleiteten Methodenwechsel systematisch umsetzen. Vorerst aber war diese Form textkritischen Arbeitens im 18. Jahrhundert eine Randerscheinung.⁴

Ein paar Beispiele sollen die damals gängigen Vorstellungen vom kritischen Umgang mit Texten illustrieren:⁵ Johann Christoph Gottsched etwa verlangte in seinem „Versuch einer kritischen Dichtkunst“, ein „Kritikus“ müsse ein viel umfassenderes Verständnis von Literatur haben und dürfe sich nicht mit dem bloßen Sammeln von Varianten und Fehlern zufrieden geben: „Man begreift es schon, daß ein solcher Kritikus ein Philosoph seyn, und etwas mehr verstehen müsse, als ein Buchstäbler; der nur verschiedene Lesarten, oder besser zu sagen, die Schreib- und Druckfehler sammeln [...] kann.“⁶ Gottsched wollte nicht über isolierte Elemente eines Textes diskutieren, sein Blick auf die Literatur als Ganzes war ein poetologischer. Mit Hilfe kritischer Verfahren wollte er vielmehr poetische Normen entwickeln und definieren, die gleichermaßen für Produktion und Rezeption Gültigkeit besäßen. Auch Johann Gottfried Herder wehrte sich noch Jahrzehnte später gegen den „Philologischen Parallelenkram.“⁷ Aber ihm ging es nicht mehr wie Gottsched um eine normative Poetik. Im Studium von Varianten lasse sich – so Herder – das schöpferische Genie

³ Vgl. E. J. Kenney, *The Classical Text. Aspects of Editing in the Age of the Printed Book*, Berkeley, Los Angeles u. a. 1974, S. 97 f.

⁴ Vgl. hierzu Magdalene Lutz-Hensel, *Prinzipien der ersten textkritischen Editionen mittelhochdeutscher Dichtung. Brüder Grimm – Benecke – Lachmann. Eine methodenkritische Analyse*, Berlin 1975, S. 21–25.

⁵ Die Konsequenzen für die im 18. Jahrhundert erarbeiteten Werkausgaben diskutiert vor breitem Hintergrund Peter-Henning Haischer, *Historizität und Klassizität. Christoph Martin Wieland und die Werkausgabe im 18. Jahrhundert*, Heidelberg 2011 (Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800. Ästhetische Forschungen 28).

⁶ Johann Christoph Gottsched, *Versuch einer kritischen Dichtkunst*, unveränderter photomechanischer Nachdruck der 4., vermehrten Aufl., Darmstadt 1962, S. XXX.

⁷ *Herders sämtliche Werke*, hg. von Bernhard Suphan, 33 Bde., Berlin 1877–1913 (Nachdruck Hildesheim 1967/68 und 1994), Bd. 3, S. 325 f.

des Dichters erkennen. Textkritik sollte daher dazu dienen, einen „gewissen und vesten Geschmack“⁸ auszubilden. Und auch Goethe sah im Studium der Varianten die Förderung des kunstkritischen Geschmacks, wenn er schreibt:

wir behaupten, daß ein verständiger fleißiger Literator durch Vergleichung der sämtlichen Ausgaben unsres *W i e l a n d s* [...] allein aus den stufenweisen Correcturen dieses unermüdet zum Bessern arbeitenden Schriftstellers die ganze Lehre des Geschmacks würde entwickeln können.⁹

Obwohl das 18. Jahrhundert das Zeitalter der Kritik schlechthin war, sind allenthalben Vorbehalte gegenüber textkritischen Perspektiven erkennbar. Das lag sicherlich zunächst einmal daran, dass sich die deutsche Literatur erst allmählich als Nationalliteratur konstituierte. Die Beschäftigung mit der nationalen literarischen und kulturellen Überlieferung stand auf der literaturkritischen Tagesordnung deshalb nicht an oberster Stelle. Außerdem begegnete die Aufklärung gerade dem Mittelalter mit Skepsis und Distanz, was besonders diejenigen zu spüren bekamen, die sich mit der Edition mittelalterlicher Texte beschäftigten. Es gab zwar auch im 18. Jahrhundert eine Reihe von beachtlichen Editionen mittelalterlicher Texte, aber die mittelalterliche Literatur ließ sich mit diesen Editionen keineswegs im zeitgenössischen Literaturkanon durchsetzen. Die abschätzig Äußerung Friedrichs des Großen, der die französische Sprache und Literatur ohnehin der deutschen vorzog, über die 1782 von Christoph Heinrich Myller (Müller) veröffentlichte erste vollständige Edition des Nibelungenliedes fasst sämtliche Vorurteile der damaligen Zeit zusammen. Der König antwortete nach Lektüre der ihm gewidmeten Edition:

Meiner Einsicht nach, sind solche, nicht einen Schuß Pulver, werth; und verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit, gezogen zu werden. In meiner Bücher-Sammlung wenigstens, würde Ich, dergleichen elendes Zeug, nicht dulden; sondern herausschmeissen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksaal, in der dortigen großen Bibliothec, abwarten.¹⁰

Die alleinige Wiedergabe der Handschriftentexte mit allen Schreibfehlern und Ungeheimheiten sowie jeglicher Verzicht auf Worterläuterungen oder Kommentar konnte

⁸ Suphan (Hg.), *Heders sämtliche Werke* (wie Anm. 7), Bd. 3, S. 329.

⁹ *Goethes Werke*, hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, 133 Bde. in 143, Weimar 1887–1919, Abt. 1, Bd. 40, S. 201.

¹⁰ Friedrich II. an Christoph Heinrich Myller (Müller), 22. Februar 1784; zitiert nach: *Mittelalterrezeption. Texte zur Aufnahme altdeutscher Literatur in der Romantik*, hg., eingeleitet und mit einer weiterführenden Bibliographie versehen von Gerard Kozierek, Tübingen 1977, S. 3.

wirklich nur einen kleinen Kreis echter Liebhaber oder Spezialisten begeistern. Eine größere Rezeption blieb dieser Nibelungenliedausgabe wie auch anderen vergleichbaren Editionen versagt, obwohl nun häufiger Stimmen laut wurden, die, wie der Historiker und Literat Justus Möser 1756, klagten: „Es ist würklich ein Schimpf vor uns Deutsche, daß nicht diese sämtlichen Überbleibsel der wahren und unverfälschten und gleichwohl zierlichen alten deutschen Sprache auf eine anständige und prächtige Art im Druck erscheinen.“¹¹ In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, insbesondere in der Epoche des Sturm und Drang, erschienen zwar zahlreiche Programmschriften (z. B. „Von deutscher Art und Kunst“, 1773), in denen das Interesse der jüngeren Autorengeneration für Ossian, Shakespeare und die mittelalterliche Architektur sichtbar wurde, doch galten zur Zeit der Weimarer Klassik die antike Kunst und Literatur wieder als ästhetisches Paradigma, was die Akzeptanz von Edition und Textkritik weiterhin bremste. Fruchtbare Anstöße für die Diskussion editorischer Fragen und damit für ein erstes Aufblühen kritischer Editionen in Deutschland gingen erst von romantischen Literatur- und Kulturkonzepten aus.

2.

Die Romantik in Deutschland lässt sich keineswegs als einheitliche Epoche charakterisieren. Sie umfasst verschiedene Phasen, ist von Brüchen und Umbrüchen gekennzeichnet und muss außerdem in einem größeren europäischen sowie interdisziplinären und multimedialen Kontext gesehen werden. Schon das Selbstverständnis vieler Romantiker oder deren Wahrnehmung des romantischen Diskurses war selten widerspruchsfrei. So hat es um 1830 Autoren gegeben, die sich von der Romantik distanzieren, obwohl sie sich früher als Romantiker verstanden hatten. Dennoch galten die Begriffe Romantik oder romantisch ungeachtet ihrer Polyvalenz den Zeitgenossen als Programmbegriffe mit deutlich oppositionellem Potenzial.¹² Kritik an der modernen Zivilisation ist daher regelmäßig ein zentrales Moment der Debatte. Man wandte sich mit großer Begeisterung der inneren und äußeren Natur des Menschen sowie vergangenen, insbesondere mittelalterlichen Zeiten, christlich geprägten Kulturen und vermeintlich urchinlichen Gesellschaftsformen zu. Die Romantik als Oppositionsbewegung richtete sich gegen Aufklärung und Klassizismus, aber auch gegen die feudale Gesellschaft und deren Reformunwilligkeit. Ihre Protagonisten wollten Teil einer umfassenden Erneuerungsbewegung sein. Die Romantik verstand sich daher ausdrücklich als eine dynamische Bewegung, die nicht selten programmatisch

¹¹ Justus Möser an Johann Wilhelm Ludwig Gleim, 24. Juli 1756. *Justus Möser, Briefe*, hg. von Ernst Beins und Werner Pleister, Hannover u. a. 1939, S. 84.

¹² Vgl. u. a. Monika Schmitz-Emans, *Einführung in die Literatur der Romantik*, Darmstadt 2004, S. 9–11.

mit Konzepten von Universalität und Fortschritt verknüpft war. Die Einbeziehung unterschiedlicher Künste, die Nähe zur Philosophie und die Öffnung der Kunst zum wirklichen Leben machten die Dynamik romantischer Konzepte aus. Immer wieder finden sich theoretische Erörterungen zum organischen Werden. Friedrich Schlegel etwa wollte „die Gegenstände nach ihrer innern Zusammensetzung und ihren Elementen, ihrer stufenweisen Entwicklung und ihren innern Verhältnissen zu sich selbst“¹³ betrachten. Das historische Geschehen spielte eine entscheidende Rolle im romantischen Denken, wobei der „i n n e r [e] Z u s a m m e n h a n g d e r D i n g e“¹⁴ Aufmerksamkeit fand. Der Versuch, Poesie und Mythologie zu verbinden, entsprang diesen Vorstellungen ebenso wie die Suche nach dem Unbewussten, Irrationalen und Subjektiven. Auch die historischen Eckdaten 1789 und 1830, mit denen wir heute die Romantik in Deutschland eingrenzen, entsprechen dieser von Umwälzungserfahrungen geprägten Programmatik. Die Französische Revolution, das Ende des Deutschen Reichs 1806, Aufstieg und Fall Napoleons sowie die Restauration alter feudaler Zustände nach 1815 gaben der Romantik ihr historisches Profil und schärfen gleichzeitig das Bewusstsein vieler Menschen für „Zeit und Zeitlichkeit.“¹⁵

Dieses aufblühende Interesse an Geschichte machte auch vor den traditionellen Verfahren der Philologie nicht Halt, wobei die Edition als Teilbereich der Philologie in nicht unerheblichem Maße vom romantischen Diskurs profitierte. Aber der Diskurs allein reichte nicht aus, sondern es war zusätzlich eine gehörige Portion von Spezialisierung und Professionalisierung sowie das Engagement fördernder Institutionen notwendig,¹⁶ um die methodischen Verfahren der Edition literarischer Quellen zu modernisieren und eine Debatte über Aufgaben und Ziele der Editorik in geregelte Bahnen zu lenken. Das hatte gleichzeitig zur Folge, dass die gelehrten Liebhaber und Amateure und alle, die vom inzwischen populären Heben vergessener (vornehmlich mittelalterlicher) literarischer Schätze profitieren wollten, zurückgedrängt wurden. Man sortierte sogar prominente Vertreter der Romantik in die ständig anwachsende Gruppe der Dilettanten ein, weil deren ästhetischer Aneignungsprozess der mittelalterlichen Literatur mit den wissenschaftlichen Prinzipien der aufstrebenden Philologie kollidierte. 1805 wurde in Göttingen eine Professur für Deutsche Philologie geschaffen und mit Georg Friedrich Benecke besetzt. Berlin zog 1810 mit der ersten Professur

¹³ *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, hg. von Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner, München, Paderborn, Wien 1958 ff., Bd. 12, S. 322 f.

¹⁴ Johann Samuel Ersch, Johann Gottfried Gruber (Hg.), *Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet*, Leipzig 1818–1850, T. 15, S. 405.

¹⁵ Schmitz-Emans, *Literatur der Romantik* (wie Anm. 12), S. 37.

¹⁶ Vgl. Rainer Kolk, *Liebhaber, Gelehrte, Experten. Das Sozialsystem der Germanistik bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts*, in: Fohrmann, Voßkamp (Hg.), *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert* (wie Anm. 16), S. 48–114.

für deutsche Sprache und Literatur nach; schon die Bezeichnung dieser Professur unterstrich die angestrebte Spezialisierung und die innovative Absicht, die dahinter stand. Bei dem Berliner Lehrstuhl handelte es sich vorerst noch um ein Extraordinariat ohne Besoldung. Aber mit der Berufung Heinrich von der Hagens wurde ein viel beachtetes Zeichen gesetzt, denn von der Hagen hatte sich 1807 mit einer Edition des Nibelungenliedes¹⁷ einen Namen gemacht. Von der Hagen legte in einer „Zueignung“ seine Absichten folgendermaßen dar:

Wie man zu des Tacitus Zeiten die Altrömische Sprache der Republik wieder hervor zu rufen strebte: so ist auch jetzo, mitten unter den zerreißensten Stürmen, in Deutschland die Liebe zu der Sprache und den Werken unserer ehrenfesten Altvordern rege und thätig, und es scheint, als suche man in der Vergangenheit und Dichtung, was in der Gegenwart schmerzlich untergeht. Es ist aber dies tröstliche Streben noch allein die lebendige Urkunde des unvertilgbaren Deutschen Charakters, der über alle Dienstbarkeit erhaben, jede fremde Fessel über kurz oder lang immer wieder zerbricht, und dadurch nur belehrt und geläutert, seine angestammte Natur und Freiheit wieder ergreift.¹⁸

Von der Hagen beschwor das Nibelungenlied außerdem als „das erhabenste und vollkommenste Denkmal einer so lange verdunkelten Nationalpoesie,“¹⁹ in dem sich „vorbildliche Lebensformen“²⁰ zeigen und die Möglichkeit eröffnet werde,

die Schönheit und Anmuth jugendlicher Heldengestalten, kühner, ritterlicher Scherz, Uebermuth, Stolz und Trutz, männliche und minigliche Jungfrauen in des Frühlings und des Schmuckes Pracht, holde Zucht, einfache, fromme und freundliche Sitte, zarte Scheu und Schaam, und liebliches, wonniges Minnespiel²¹

zu studieren. Das nationale Programm, das hinter dieser Edition stand, wurde dadurch deutlich, dass der Editor den mittelhochdeutschen Text in Orthographie und Lautung modernisierte und damit auch für die Zeitgenossen lesbar und verständlich machte. Allerdings war nach unserem heutigen Verständnis eher eine Nachdichtung als ein historisch getreuer Text entstanden. Von der Hagen sprach deshalb von der „Erneuerung“ des Nibelungenlieds, wollte „das alte Deutsch in das neue umschreiben“

¹⁷ Heinrich von der Hagen, *Der Nibelungen Lied. Erneuet und erklärt*, Berlin 1807.

¹⁸ Zitiert nach: *Eine Wissenschaft etabliert sich. 1810–1870*, mit einer Einführung hg. von Johannes Janota, Tübingen 1980 (Texte zur Wissenschaftsgeschichte der Germanistik 3), S. 63.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Klaus Weimar, *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*, München 1989, S. 227.

²¹ Zitiert nach: Janota (Hg.), *Eine Wissenschaft etabliert sich* (wie Anm. 18), S. 64.

und bemühte sich, die „Dunkelheit“, die „über manchen Stellen schwebt“, durch eine moderne Wortwahl zu beseitigen. Obwohl von der Hagen als philologischer Dilettant galt und seine Nibelungen-Edition Kritiker auf den Plan rief, war die Edition bemerkenswert, weil sie die Leistung eines Patrioten war, der sich der wohl bekanntesten nationalen Textikone angenommen hatte: Die Edition erschien nur ein Jahr nach der vernichtenden Niederlage, die Napoleon der preußischen Armee 1806 bei Jena und Auerstedt beigebracht hatte. Der preußische Staat, der sich immer noch im Ruhm Friedrichs des Großen sonnte, war im Laufe der Zeit morsch geworden; das hatte die Niederlage auf dem Schlachtfeld mehr als offenkundig gemacht. Die Niederlage hatte außerdem deutlich gemacht, dass die deutsche Kleinstaaterei und ihre eifersüchtig gehüteten Partikularinteressen Napoleon in die Hände gespielt hatten. Die Frage der nationalen Einheit stand damit auf der politischen Tagesordnung wieder ganz oben, denn dem französischen Vormachtstreben war nur in einer gemeinsamen nationalen Aktion zu begegnen.

Zunächst einmal setzte die napoleonische Fremdherrschaft in Preußen eine beispiellose Modernisierung von Staat und Gesellschaft in Gang, die sich ausdrücklich als patriotische Neubesinnung und als Herausforderung des napoleonischen Frankreich verstand. Dieser Patriotismus formulierte schon bald den Wunsch nach nationaler Einheit. Insbesondere das Bürgertum favorisierte ein geeintes Staatswesen mit republikanischem Profil. Der preußische König und mit ihm die alten adligen Eliten versuchten, diese populären Initiativen zu instrumentalisieren und für ihre nach wie vor feudalen Absichten in Dienst zu nehmen. Das Verfassungsversprechen des preußischen Königs am Vorabend der Volkserhebung gegen Napoleon 1813 wurde später nie eingelöst! Sämtliche Reformen, auch die auf kulturellem und wissenschaftlichem Gebiet, sind vor diesem politischen Hintergrund zu sehen. Der sich überall formierende Patriotismus war außerdem eine nicht unerhebliche Motivation für die Arbeit der immer zahlreicher werdenden Germanisten. Die Rückbesinnung auf eine gemeinsame nationale Geschichte, Literatur-, Sprach- und Rechtstradition wurde zusätzlich stimuliert durch romantische Kulturkonzepte.²² Sicherlich waren viele dieser Konzepte ahistorisch, weil sie auf Erfahrungen einer als defizitär empfundenen Gegenwart basierten. Man glaubte in der mittelalterlichen Kultur einen pulsierenden Organismus zu erkennen, der alle Barrieren der alten Ständegesellschaft überwand. Man sah sogar im mittelalterlichen Kaisertum eine Garantie für eine allgemeine Harmonie menschlichen Zusammenlebens. Diese Mittelalterbegeisterung ging somit eine enge Verbindung mit dem aktuellen patriotischen Zeitgeist ein. Der Blick in eine große

²² Vgl. Ulrich Hunger, *Die altdeutsche Literatur und das Verlangen nach Wissenschaft. Schöpfungsakt und Fortschrittsglaube in der Frühgermanistik*, in: Fohrmann, Voßkamp (Hg.), *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert* (wie Anm. 16), S. 236–263.

und strahlende Vergangenheit sollte die unbefriedigenden Zustände der Gegenwart als solche erkennbar machen und in einem weiteren Schritt Perspektiven für die Beseitigung politischer Missstände entwickeln, aber gleichzeitig ein Bewusstsein dafür schaffen, „daß die gesellschaftliche Realität nicht naturgegeben, sondern historisch geworden und damit auch veränderbar ist.“²³ Die Distanzierung von der Gegenwart und die Rückwendung zur Vergangenheit wurde dementsprechend als „Anlauf in die Zukunft“²⁴ gedeutet.

3.

Der Rekurs auf das Mittelalter verstand sich ausdrücklich nicht als Gewinnung von Daten, um historische Prozesse zu rekonstruieren oder zu analysieren. Die kulturellen Traditionen des Mittelalters wurden vielmehr als Erbe eines ganzen Volkes betrachtet und sollten gesichert werden, um eine Grundlage für das Streben nach nationaler Einheit zu schaffen. Wilhelm Grimm sah in der mittelalterlichen Literatur „ein großes allesumfassendes Bild der deutschen Vorzeit, von den größten Heldenthaten und Kriegen bis zum häuslichen Leben herab.“²⁵ Der Fokus lag folgerichtig auf der volkstümlichen Überlieferung, auf Volksliedern, Märchen, Sagen oder Volksbüchern. 1805/08 erschien die Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“, die Achim von Arnim und Clemens Brentano konzipiert hatten. 1807 veröffentlichte Joseph Görres eine Sammlung mit Volksbüchern. Die Brüder Grimm folgten 1812/15 mit den „Kinder- und Hausmärchen“, denen sich 1816/18 die „Deutschen Sagen“ hinzugesellten. Auch den deutschen Dialekten schenkte man Aufmerksamkeit: 1827/30 erschien das vierbändige „Bayerische Wörterbuch“ von Johann Andreas Schmieder, das noch heute als Meilenstein damaliger Mundartkunde angesehen wird. Noch 1855 schreibt August Heinrich Hoffmann von Fallersleben rückblickend über die Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“:

Die Jahre 1805 und 1806, die uns in politischer Beziehung nur die allertraurigsten Erinnerungen zurückließen, nichts als Niederlagen zu verkünden wissen, müssen wir begrüßen als Siegesjahre für die Belebung des vaterländischen Sinnes und die Reinerhaltung und Entwickelung unserer Volksthümlichkeit. Nach allen Seiten hin war große Thätigkeit, alle Regungen des deutschen Geistes zu verfolgen, die Denkmäler der Sprache

²³ Janota (Hg.), *Eine Wissenschaft etabliert sich* (wie Anm. 18), S. 21.

²⁴ Robert Weimann, *Gegenwart und Vergangenheit in der Literaturgeschichte*, in: Ders., *Literatur, Gesellschaft und Mythos*, Berlin 1972, S. 11–46, 453–458, hier S. 29.

²⁵ Koziellek (Hg.), *Mittelalterrezeption* (wie Anm. 10), S. 8.

und Kunst zu retten, zu erhalten, dem Studium und Genusse zugänglich zu machen, und die betrübten Gemüther damit zu trösten, daran aufzurichten und zu volksthümlichen Erzeugnissen in Kunst und Wissenschaft anzuregen.²⁶

Und Joseph Görres lässt in der Widmung zu seiner Volksbücheredition auf die Frage des Kaisers Barbarossa „Was suchst du bei den Toten, Fremdling?“ tief sinnig antworten: „Ich suche das Leben.“²⁷ Das Lebensgefühl der Romantiker-Generation ist wohl mit dieser Replik kaum treffender zu charakterisieren. Doch die politische Desillusion nach 1815 beeinträchtigte diese sozialen und kulturellen Ambitionen schnell. Die politische Neuordnung Europas auf dem Wiener Kongress (1815) stellte den feudalen Zustand vor der Französischen Revolution wieder her. Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit wurde zunehmend zu einer Flucht aus den nach wie vor bedrückenden Verhältnissen. Unter geänderten politischen Vorzeichen geriet die ursprünglich progressive Mittelalterbegeisterung in den Sog der Mythisierung einer Vergangenheit, die zunehmend nationalistische Komponenten enthielt. Diese Mythisierung von Volk und Geschichte lassen sich zwar auf Konzepte zurückführen, wie sie Herder und in seiner Nachfolge die Romantik formuliert hatten. Aber im Gegensatz zu Herder erhielt die Begeisterung für das Volkstümliche im frühen 19. Jahrhundert mehr und mehr eine nebulöse und sakrale Dimension. Volk und Geschichte wurden enthistorisiert und die Vergangenheit in mythische Ferne entrückt. Die ursprünglichen, auf die Zukunft orientierten Konzepte verflüchtigten sich, die Vorstellung von Volk und Geschichte verloren ihren Realitätsbezug und öffneten durch ihre Beliebigkeit einer späteren ideologischen Vereinnahmung Tür und Tor. Wenn man im Mittelalter ein ‚goldenes Zeitalter‘ mit paradiesischen Zuständen erkennen wollte, dann war dies in der Tat eine Flucht aus der Wirklichkeit, und die Beschäftigung mit mittelalterlicher Literatur und Kultur büßte den Bezug zur aktuellen gesellschaftlichen Wirklichkeit vielfach ein. Politisch gesehen war die Orientierung am Mittelalter eine rückwärts gewandte Utopie. Hatte man sich ursprünglich ausdrücklich der ‚Volkspoesie‘ zugewandt und damit ein durchaus politisch-soziales Konzept formuliert, wurde diese ‚Volkspoesie‘ nun zur ‚Naturpoesie‘ veredelt. Dadurch entstand ein soziales Wunschenken, das auch zu falschen historischen Beschreibungen führte. Dieser problematische Prozess lässt sich gut an der Edition der „Kinder- und Hausmärchen“ studieren. Obwohl die Brüder Grimm stets betonten, die von ihnen gesammelten Märchen stammten von den ‚einfachen‘ Leuten aus dem bäuerlichen Milieu, wissen wir heute, dass diese Beteuerungen falsch waren. Viele Märchen kamen vielmehr aus dem Milieu des gut situierten Stadtbürgertums. Auch die Aussage, bei den Märchen handle es sich um

²⁶ Zitiert nach: Janota (Hg.), *Eine Wissenschaft etabliert sich* (wie Anm. 18), S. 61.

²⁷ Kozierek (Hg.), *Mittelalterrezeption* (wie Anm. 10), S. 8.

urdeutsche Überlieferungen, ist nicht haltbar. Richtig ist vielmehr, dass die Grimms zahlreiche Märchen den beiden französischen Märchensammlungen von Charles Perrault (1697) und von Madame d'Aulnoys entnommen hatten. Durch eine geschickte Bearbeitung der Texte versuchten sie diese Tatsache zu verschleiern. Nicht nur die Behauptung, nationales Kulturgut gesichert zu haben, war unzutreffend, sondern auch die soziale Zuweisung der Märchen war fragwürdig. Schon August Wilhelm Schlegel hatte die grundsätzliche Dimension dieser Problematik erkannt. In einer Rezension des ersten Jahrgangs der von den Brüdern Grimm gegründeten Zeitschrift „Altdeutsche Wälder“ monierte er 1815 in den „Heidelberger Jahrbüchern“: „Wenn man aber die ganze Rumpelkammer wohlmeinender Albernheit ausräumt, und für jeden Trödel im Namen der ‚uralten Sage‘ Ehrerbietung begehrt, so wird in der That gescheiten Leuten allzu viel zugemuthet.“²⁸ Schlegel warf den Grimms polemisch eine insgesamt unkritische Hinwendung zur Vergangenheit vor. Dass solche Vorhaltungen in dieser Schärfe nur bedingt zutreffen, zeigen die vielen anderen Projekte der Grimms zur Sicherung der kulturellen und literarischen Überlieferung. Dennoch ist der Vorwurf nicht von der Hand zu weisen, dass ihnen Philologie auch „als Religion, als Versprechen, das Göttliche schauen zu dürfen im Gang zur ‚edelsten Menschheit‘, auch zu den Nibelungen“²⁹ galt. In den „Altdeutschen Wäldern“ fand das große Interesse der Grimms an der Geschichte mittelalterlicher Volkspoesie seinen deutlichsten Niederschlag, indem sie mit Hilfe von Kommentaren, Editionen und Dokumentationen historischer Zeugnisse als deren Geschichtsschreiber auftraten. Es war ihnen dabei stets ein Anliegen, die Volkspoesie überhaupt erst wieder für ein lesendes Publikum zugänglich zu machen. Ihre Adressaten waren nicht die „gescheiten Leute“, sondern sie wollten die kulturellen Traditionen der ‚einfachen‘ Leute darstellen, auch wenn ihnen bei diesem Vorhaben Irrtümer unterliefen bzw. sie sich irren wollten. Schlegel reagierte daher verständlicherweise distanziert darauf, dass die Grimms alles ihrem Volkspoesiebegriff unterordneten, der damit mehr und mehr unspezifisch wurde. Aber die popularisierende Darstellungsweise, insbesondere die Jacob Grimms im ersten Band der „Altdeutschen Wälder“, ließ sogar prinzipielle Fragen an der Wissenschaftlichkeit aufkommen, denn Jacob Grimm „verbindet Auseinanderliegendes in kühnen Bögen, vorschnell bringt er entfernte Ähnlichkeiten zusammen, und womöglich stellt er mythologische und sprachliche Beziehungen her, die offensichtlich unhaltbar oder zumindest unwahrscheinlich sind.“³⁰ Schlegels kritische Bemerkungen über die Wissenschaftlichkeit der Grimm'schen Aktivitäten berührten allerdings eine

²⁸ Zitiert nach: Janota (Hg.), *Eine Wissenschaft etabliert sich* (wie Anm. 18), S. 99.

²⁹ Otfried Ehrismann, *Philologie der Natur – die Grimms, Schelling, die Nibelungen*, in: *Brüder Grimm Gedenken* 5 (1985), S. 35–59, hier S. 43 f.

³⁰ Gunhild Ginschel, *Der junge Jacob Grimm 1805–1819*, Berlin 1967 (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen der Sprachwissenschaftlichen Kommission 7), S. 53.

viel grundsätzlichere Problematik. Ging es bei der Beschäftigung mit mittelalterlicher Kultur um die Popularisierung volkstümlicher Überlieferung für ein breites Publikum oder ging es um die wissenschaftliche Erforschung dieser Überlieferung, also um Philologie? Schlegel verschärfte den schon seit einiger Zeit schwelenden Konflikt, ob man das philologische Feld Dilettanten überlassen dürfe, die sich an das breite Publikum wandten, oder ob ausschließlich wissenschaftliche Kriterien der Maßstab für die Erarbeitung von Editionen und Textsammlungen sein sollten. Schlegel zollte den Grimms zwar Respekt, was ihren „nicht geringen Scharfsinn“, ihre „ausgebreitete Belesenheit“ und ihren „unermüdlichen Fleiß im Aufspüren auch des Unbemerktesten“³¹ anging. Er stieß sich aber an dem weiten Verständnis von Volksüberlieferung und den Parallelen, die die Grimms immer wieder zur Literatur und Kultur der Gegenwart zogen. Damit kritisierte er ihre zentrale Auffassung, wonach jede Form von Volkspoesie uralt und damit mythisch sei. Das Sammeln von Texten aus früheren Jahrhunderten mache – so Schlegel – nur dann Sinn, wenn neben eine sprachhistorische auch eine textkritische Analyse dieses Materials trete. Weil die Grimms an ihrem Konzept der Popularisierung festhielten, mussten sie auf die Vorwürfe mangelnder Seriosität reagieren. Dem Vorwurf fehlender sprachhistorischer Analyse etwa half Jacob Grimm 1819 mit der „Deutschen Grammatik“ ab, auf die das Mammutunternehmen „Deutsches Wörterbuch“ folgte.

4.

Die Forderung Schlegels nach umfassender Quellen- und Textkritik löste schließlich ein anderer Philologe ein, und zwar Karl Lachmann. Lachmann erfüllte insofern Schlegels Forderungen, als seine Bemühungen auf die „gescheiten Leute“ ausgerichtet waren und seine Editionen von Anfang an ausdrücklich einen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhoben. Lachmanns Editionen und Aufsätze zu editorischen Themen markieren somit einen weithin sichtbaren Paradigmenwechsel.³² Zwei fundamentale Elemente dieses Paradigmenwechsels lassen sich unterscheiden. Lachmann war in erster Linie klassischer Philologe, der sein Handwerk in Leipzig und Göttingen gelernt hat. 1814 habilitierte er sich als 21-Jähriger in Göttingen für klassische Philologie, 1816 folgte die zweite Habilitation in Berlin mit einer Arbeit „Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth“. Lachmann vereinigte also zwei Philologien in einer Person. Schon bald setzte er Prioritäten und engagierte sich schwerpunktmäßig für die deutsche Literatur des Mittelalters. Für diese Entscheidung war zweifellos der

³¹ Zitiert nach: Janota (Hg.), *Eine Wissenschaft etabliert sich* (wie Anm. 18), S. 92.

³² Zur weiten (internationalen) Wirkung Lachmanns vgl. Bodo Plachta, *Wie international ist die Editions-wissenschaft? Ein Blick in ihre Geschichte*, in: *editio* 26 (2012), S. 13–29.

nationale Zeitgeist verantwortlich. Lachmann wechselte also vom klassischen ins nationale Arbeitsfeld und leistete einen erheblichen Beitrag zum „weitgespannten Interessenfeld, eine nationale Literatur- und Kulturgeschichte des Mittelalters zu konstituieren.“³³

Das zweite Element des Paradigmenwechsels ist in der Tatsache zu sehen, dass Lachmann sich auf die ‚hohe‘ Literatur, also die „Kunstpoesie“, konzentrierte. Seine Editionen waren für „Vorlesungen und zum Schulgebrauch“ konzipiert, und er wandte sich scharf gegen „arbeits scheuen Liebhabereifer, und wohlgemeinte, aber eitele und erfolglose Betriebsamkeit.“³⁴ 1826 edierte er das Nibelungenlied und die Klage, 1827 folgten eine Edition von Hartman von Aues „Iwein“ und die Edition der Gedichte Walthers von der Vogelweide, 1833 die der Werke Wolframs von Eschenbach und schließlich 1838/40 Lessings „Sämmtliche Schriften“.³⁵ An dieser umfangreichen Editionstätigkeit, die auch Editionen des Neuen Testaments sowie der Werke von Properz und Lukrez einschloss, lässt sich ein prinzipiell anderes Textverständnis ablesen, als es Editionen zugrunde lag, die von romantischen Literaturkonzepten beeinflusst waren und denen sich etwa die Grimms verpflichtet fühlten. So hat Jacob Grimm immer wieder darauf hingewiesen, dass jedes überlieferte Dokument einen historischen Eigenwert habe. Die Textgestalt dieses Dokuments sei als „offene Größe“³⁶ zu betrachten. Gleichzeitig seien diese Dokumente als individuelle Zeugnisse eines kollektiven Schaffensprozesses, eben als „lebendige Verschiedenheiten“³⁷ zu interpretieren. Der Aspekt der Überlieferung stand daher im Mittelpunkt der Aktivitäten der Grimms. Dies ist insofern verständlich, als die Kenntnis von Handschriften mittelalterlicher Texte damals noch äußerst rudimentär war. Auch hierfür gab es historische Gründe: Nach der Aufhebung der geistlichen Fürstentümer und der Säkularisation von Kirchen- und Klösterbesitz im Reichsdeputationshauptschluss von 1803 wurden plötzlich die Klösterbibliotheken mit ihren riesigen Schätzen an Handschriften zugänglich. Nicht zuletzt aus diesem historischen Umstand resultierte die Priorität, die Jacob Grimm der Überlieferung einräumte. In seiner Gedenkrede auf den 1851 verstorbenen Karl

³³ Hans-Gert Roloff, *Karl Lachmann, seine Methode und die Folgen*, in: *Geschichte der Editionsverfahren vom Altertum bis zur Gegenwart im Überblick. Ringvorlesung*, hg. von Hans-Gert Roloff, Berlin 2003 (Berliner Beiträge zur Editionswissenschaft 5), S. 63–81, hier S. 71.

³⁴ Karl Lachmann, *Kleinere Schriften zur deutschen Philologie*, hg. von Karl Müllenhoff, Berlin 1876, S. 157, 171.

³⁵ Hierzu Thomas Bein, *Karl Lachmann – Ethos und Ideologie der frühen Editionswissenschaft*, in: *Neugermanistische Editoren im Wissenschaftskontext. Biografische, institutionelle, intellektuelle Rahmen in der Geschichte wissenschaftlicher Ausgaben neuerer deutschsprachiger Autoren*, hg. von Roland S. Kamzelak, Rüdiger Nutt-Kofoth und Bodo Plachta, Berlin u. a. 2011 (Bausteine zur Geschichte der Edition 3), S. 1–15.

³⁶ Janota (Hg.), *Eine Wissenschaft etabliert sich* (wie Anm. 18), S. 35.

³⁷ Zitiert nach: Ginschel, *Der junge Jacob Grimm* (wie Anm. 30), S. 172.

Lachmann wird diese Priorität noch einmal deutlich, wenn er die unterschiedlichen Positionen folgendermaßen beschreibt:

Man kann alle philologen, die es zu etwas gebracht haben, in solche theilen, welche die worte um der sachen, oder die sachen um der worte willen treiben. Lachmann gehörte unverkennbar zu den letztern und ich übersehe nicht die groszen vorthelle seines standpuncts, wenn ich umgedreht mich lieber zu den ersteren halte.³⁸

Wenn Jacob Grimm sich zu denen rechnete, die „die worte um der sachen“ willen betrachten, dann verteidigte er einmal mehr seine Auffassung, die Überlieferung mit all ihren Eigenheiten und historischen Veränderungen hätten im Mittelpunkt des philologischen Interesses zu stehen. Lachmann dagegen vertrat eine andere Position, weil er eine andere Sichtweise auf die Überlieferung hatte. Sein Blick war stets retrospektiv gerichtet auf das Ursprüngliche, Echte, Wahre und damit auf den unerreichbaren ‚Archetyp‘ eines Werks. Für ihn hielt die Textgeschichte das Material bereit, mit dessen Hilfe er den Weg zurück zu einem zumeist verlorenen Original rekonstruieren könne. Geschichte wurde in Lachmanns Perspektive auf die Textgeschichte reduziert. Diese Textgeschichte ließ sich mit Hilfe der textkritischen Methode und einer Reihe formalisierter Verfahren rekonstruieren, die als Lachmann’sche Methode Eingang in die Wissenschaftsgeschichte gefunden hat. Es ist das große Verdienst Lachmanns, die traditionellen textkritischen Verfahren der ‚recensio‘ und ‚emendatio‘ neu im Bewusstsein der Philologie verankert zu haben. Dennoch wird heute mit guten Argumenten fachübergreifend bestritten, Lachmann sei als Begründer einer ‚modernen‘ wissenschaftlichen Textkritik zu bezeichnen.³⁹ Aber er war derjenige, der die textkritischen Verfahren systematisch geordnet und in der praktischen Editionsarbeit angewendet hat. Lachmanns Verdienst besteht auch darin, die altphilologische Recensio-Technik auf die Überlieferung mittelalterlicher wie neuerer Texte übertragen zu haben. Altphilologie und Deutsche Philologie feierten Hochzeit und gaben der Germanistik als philologische Disziplin über Jahrzehnte hinweg ihr entsprechendes Gesicht. Der Vermittlungsaspekt, der im Konzept der Grimms ein wichtiges Moment war, wurde dagegen von Lachmann ausgeblendet. Ging es Jacob Grimm um die Aktualisierung vergangener Kultur- und Literaturepochen, konzentrierte sich Lachmann auf die Errichtung historischer Textdenkmäler. Die Arbeit des Philologen an der Textüberlieferung, schreibt Johannes Janota, „wird zum Dienst am Autor, dessen Werk und Persönlichkeit von der Patina und den Schlacken der Überlieferung gereinigt, in

³⁸ Jacob Grimm, *Kleinere Schriften*, [Bd. 1–5] hg. von Karl Müllenhoff, [Bd. 6–8] hg. von Eduard Ippel, Berlin 1864–1890 (Nachdruck Hildesheim 1965/66), Bd. 1, S. 150.

³⁹ Sebastiano Timpanaro, *Die Entstehung der Lachmannschen Methode*, 2. erw. und überarb. Aufl., Hamburg 1971, S. 69–72.

möglichst makellosem Glanz erstrahlen sollen.“⁴⁰ Seine Arbeit an der Lessing-Ausgabe kommentierte Lachmann so:

Der kritische Herausgeber [...] hat, wo seine Arbeit auch auf der niedrigsten Stufe des geistigen Verdienstes steht, zu beurtheilen, welchen Werth, welches Verhältniss zur Wahrheit jede der von ihm zu brauchenden Quellen im Ganzen und an jeder einzelnen Stelle hat: er muss, um dies zu können, jeden Augenblick und bei jedem Zweifel dem Verfasser in seine geistige Werkstatt schauen und ganz die ursprüngliche Thätigkeit desselben reproduciren können.⁴¹

Die Arbeit des Textkritikers bestand darin, die Texte noch einmal zur Welt zu bringen, sie regelrecht wieder zu gebären. In vielen Äußerungen hat Lachmann die Veröffentlichung seiner Editionen dementsprechend als Geburten phantasiert.⁴² Im Falle der Lessing-Ausgabe hat Lachmann sogar einen (erfolglosen) Prozess angestrengt, mit dem er seine Rechte als Urheber an dieser Ausgabe und darüber hinaus an den Texten Lessings feststellen lassen wollte.⁴³ Er verstand sich als Stellvertreter des Autors Lessing.

Aber wie sah Lachmanns editorische Arbeit zumindest in ihren Grundzügen aus? Bislang wurden deutsche Texte nur nach einer Handschrift ediert. Lachmann dagegen wollte aus der gesamten Überlieferung einen ‚echten‘ Text generieren. Als zentrale Forderung formuliert er:

ganz offenbar ist, dass aus einer hinlänglichen Anzahl von Handschriften, deren Verwandtschaft und Eigenthümlichkeiten der Kritiker genau erforscht hat, ein Text sich ergeben muss, der im Kleinen und Grossen dem ursprünglichen des Dichters selbst oder seines Schreibers sehr nah kommen wird. Füge ich noch hinzu, dass der Herausgeber mit allen Rede- und Versgebräuchen seines Dichters sich erst vollkommen vertraut machen soll, so sieht man zwar, dass die Arbeit in einen Kreis geht: aber in diesem Kreise sich geschickt zu bewegen, das ist des Kritikers Aufgabe und erhebt sein Geschäft über Handarbeit. Mir lag für dies Mahl mehr an lesbaren als an urkundlichen Texten: daher hab' ich nur aus den vorhandenen Quellen und eigener Vermutung was ich konnte verbessert.⁴⁴

⁴⁰ Janota (Hg.), *Eine Wissenschaft etabliert sich* (wie Anm. 18), S. 35.

⁴¹ Lachmann, *Kleinere Schriften* (wie Anm. 34), S. 566.

⁴² Harald Weigel, „Nur was du nie gesehen wird ewig dauern“. *Carl Lachmann und die Entstehung der wissenschaftlichen Edition*, Freiburg/Brsg. 1989, S. 174, 181 ff.

⁴³ Ebd., S. 36 ff.

⁴⁴ Lachmann, *Kleinere Schriften* (wie Anm. 34), S. 163.

Die unterschiedlichen Positionen von Grimm und Lachmann lassen sich noch einmal an den Vorstellungen veranschaulichen, wie das Nibelungenlied zu edieren sei. Jacob Grimm hatte sich schon 1815 skeptisch über die Möglichkeit geäußert, überhaupt eine „kritische Ausgabe“ des Nibelungenliedes erarbeiten zu können, wie Lachmann sie favorisierte.⁴⁵ Er forderte vielmehr, dass

alle und jede vorhandene eigentümliche Handschrift vollständig für sich und mit andern unvermischt gedruckt erscheine. Erst alsdann könnte jemand, dem etwas dran läge, ins Mittel treten, und einen vermeintlich besseren Text aus allen zusammen zimmern; eine Aufgabe, die kaum zur Befriedigung wird gelöst werden können, und wobei neben einleuchtenden Fällen eine Menge ungewisser und ihren gleich Anspruch machender Lesarten angenommen oder ausgeworfen bleiben muß.⁴⁶

Das, was Grimm vorschwebte, war allenfalls ein kritisch berichtiger Abdruck der besten Handschrift. Dieses Prinzip wendeten er und sein Bruder bei sämtlichen ihrer Editionen an. Die Frage nach dem ‚echten‘ Text blieb zweitrangig. Für die Grimms stand der durch eine Handschrift überlieferte Text im Mittelpunkt. Dessen Fehler versuchten sie mit Hilfe grammatikalischer, metrischer oder motivgeschichtlicher Untersuchungen zu ‚reinigen‘.

Lachmann dagegen ging von völlig anderen Voraussetzungen bei der Edition des Nibelungenliedes aus. Zum einen wollte er die drei großen Nibelungenhandschriften in ihrer verwandtschaftlichen Beziehung genau untersuchen, um herauszufinden, welche der Handschriften die älteste war: „Wir sollen und wollen aus einer hinreichenden Menge von guten Handschriften einen allen diesen zum Grunde liegenden Text darstellen, der entweder der ursprüngliche selbst seyn oder ihm doch sehr nahe kommen muss.“⁴⁷ Zum anderen wollte er durch Vergleich aller Varianten einen ‚Archety‘ des Textes rekonstruieren, der allerdings nur in Lachmanns Vorstellung und nie in der Realität so bestanden hat. Durch Induktion hoffte er, dem ursprünglichen Text möglichst nahezukommen. Dabei ging er davon aus, dass die Nibelungenhandschriften einen bereits aus mehreren Textsammlungen kompilierten Text enthielten, der allerdings auf eine einzige Sammlung zurückzuführen sein müsse. Er unterstellte, dass es nur einen originalen Textkomplex gegeben habe, der durch textkritische Verfahren wiederzugewinnen sei. Indem er an Friedrich August Wolfs Theorie von der kollektiven Verfasserschaft der Homerischen Epen anknüpfte, gelangte er zu der These:

⁴⁵ Lachmann, *Kleinere Schriften* (wie Anm. 34), S. 75, Anm. 53.

⁴⁶ Jacob Grimm, *Ueber die Nibelungen*, in: *Altdeutsche Wälder* 2 (1885), S. 145–180, hier S. 160 f.

⁴⁷ Lachmann, *Kleinere Schriften* (wie Anm. 34), S. 82.

Ich glaube nämlich [...], dass unser so genanntes Nibelungenlied, oder bestimmter, die Gestalt desselben, in der wir es, aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts uns überliefert, lesen, aus einer noch jetzt erkennbaren Zusammensetzung einzelner romanzenartiger Lieder entstanden sei.⁴⁸

Diese These hatte Folgen, denn Lachmann musste aus dem überlieferten Material Strophen für ‚echt‘ oder ‚unecht‘ erklären. Das schien jedoch kein Problem zu sein, denn Lachmann war davon überzeugt, dass er aus dem gesamten Variantenbestand die jeweils ‚echte‘ Variante herausdestillieren könne. So streng und konsequent sein philologisches Verfahren bei der ‚recensio‘ der Nibelungenhandschriften auch gewesen sein mag, problematisch war sein Vorgehen immer dann, wenn er inhaltlich argumentierte und davon überzeugt war, dass die Ausscheidung ‚unechter‘ Strophen dazu beitrage, „hauptsächlich das Motivlose und de[n] Mangel des innern Zusammenhangs“⁴⁹ zu beseitigen. Nicht selten lassen sich aber auch moralische Motive erkennen, von denen sich Lachmann bei seinen textkritischen Entscheidungen leiten ließ. Mit Hilfe der Analogie etwa sollte die „Reinheit“⁵⁰ des Textes und damit seine alte sittliche Kraft wiederhergestellt werden.⁵¹ Es lassen sich aber auch Tendenzen in der Variantenauswahl erkennen, mit denen das Germanische und damit das Heidnische im Nibelungenlied betont werden. Lachmanns Nibelungentext ist aus heutiger Perspektive in jeder Hinsicht ein „hypothetisches Konstrukt.“⁵² Für die „Reinheit und Sauberkeit der Texte“ bürgt allein das „Kunstgefühl“ des Editors, dessen Absicht es auch sei, die zu edierenden Texte „so zu lesen, wie sie ein guter Vorleser in der gebildeten Gesellschaft des 13. Jahrhunderts aus der besten Handschrift vorgetragen hätte.“⁵³

⁴⁸ Lachmann, *Kleinere Schriften* (wie Anm. 34), S. 1.

⁴⁹ Lachmann an Ludwig Uhland, 15. 6. 1827; *Uhlands Briefwechsel*, im Auftrage des Schwäbischen Schillervereins hg. von Julius Hartmann, T. 2, Stuttgart u. a. 1912, S. 243.

⁵⁰ Lachmann, *Kleinere Schriften* (wie Anm. 34), S. 215.

⁵¹ Otfried Ehrismann, *Das Nibelungenlied in Deutschland. Studien zur Rezeption des Nibelungenliedes von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg*, München 1975, S. 122.

⁵² Roloff, *Karl Lachmann* (wie Anm. 33), S. 70.

⁵³ Ebd., S. 74.

5.

Lachmanns Verfahren spaltete bis in das 20. Jahrhundert hinein die Fachleute in Befürworter und Gegner, denn die problematische Mischung aus Intuition und exakter Philologie löste nicht nur im Falle der Nibelungenlied-Edition zahlreiche interpretatorische Fehden aus. Lachmanns Variantenselektion und das daraus resultierende eklektische Vorgehen bei der Textkonstitution konnte und wollte das subjektive ‚iudicium‘ des Textkritikers nicht vermeiden.⁵⁴ Es war vor allem die Absolutheit, die Lachmann mit seiner Methode verknüpfte, und die vielfach auf Widerspruch stieß. 1857 etwa polemisierte Adolf Holtzmann gegen die „machthungrigen Epigonen“⁵⁵ Lachmanns: „Alle Welt solle sich nach dem ästhetischen Gefühl Lachmanns und der Erben seiner Gefühle richten.“⁵⁶ Und Hans-Gert Roloff fasst aus heutiger Perspektive zusammen: „In der geschichtlichen Sterilität seiner ästhetisch glanzvoll elaborierten Texte lassen sich klassizistische, ja klassisch-nationale Intentionen erkennen, die erst obsolet wurden, als die mediävistisch-romantischen Sehnsüchte verblaßten.“⁵⁷ Karl Lachmann hat nicht nur die Textedition entscheidend geprägt, sondern auch der jungen Germanistik über Jahrzehnte ihr Profil als philologische Disziplin mit zentralem editorischen Segment gegeben. Elemente wie Interpretation oder Literaturgeschichtsschreibung haben die Germanistik erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer literaturwissenschaftlichen Disziplin werden lassen. Wenn wir heute Lachmanns Leistung, insbesondere seine textkritische Methode, wesentlich kritischer sehen, so erkannte man im 19. Jahrhundert in ihm aber die Person, die mit ihren Vorstellungen den vielen irrationalen Tendenzen der Romantik ein Gegengewicht entgegengesetzt hatte. Karl Müllenhoff, der Herausgeber von Lachmanns philologischen Schriften, schreibt 1876:

Lachmann war der erste, der als wohl geschulter Philolog mit philologischer Methode daran gieng in dem wüsten Haufen unserer alten Litteratur Licht und Ordnung zu schaffen und überall da ansetzte, wo es zuerst geschehen musste, bei ihren Hauptwerken und ersten Meistern.⁵⁸

Lachmanns ‚strenge‘ Philologie ist sicherlich zu Recht als notwendiges Korrektiv zu den Vorstellungen Jacob Grimms von einer nationalen Philologie in romantischem

⁵⁴ Vgl. Karl Stackmann, *Mittelalterliche Texte als Aufgabe*, in: *Festschrift für Jost Trier zum 70. Geburtstag*, hg. von William Foerste und Karl Heinz Borck, Köln 1964.

⁵⁵ Rainer Kolk, *Berlin oder Leipzig? Eine Studie zur sozialen Organisation der Germanistik im „Nibelungenstreit“*, Tübingen 1991, S. 10.

⁵⁶ Zitiert nach: Ehrismann, *Das Nibelungenlied in Deutschland* (wie Anm. 51), S. 123.

⁵⁷ Roloff, *Karl Lachmann* (wie Anm. 33), S. 69.

⁵⁸ Lachmann, *Kleinere Schriften* (wie Anm. 34), S. VII.

Geist zu sehen. Beiden Wissenschaftlern kommt das Verdienst zu, Geburtshelfer nicht nur der aufstrebenden Germanistik, sondern auch der kritischen Textedition gewesen zu sein. Aber sie unterscheiden sich in wesentlichen Punkten bei der Beantwortung der Frage, wie romantische Konzepte philologisch sinnvoll umgesetzt werden könnten. Wilhelm Scherer hat das plausibel erläutert, als er Lachmanns „Genie der Methode“ dem „Genie der Kombination“ bei Jacob Grimm gegenüber stellte.⁵⁹ Die Zeit der „wilden Philologie“, wie sie so wunderbar in das Romantik-Konzept passte, war damit auf jeden Fall vorbei und die Liebhaber, Amateure und Dilettanten mussten das editorische Feld den Fachleuten überlassen.

⁵⁹ Vgl. Ulrich Wyss, *Die wilde Philologie. Jacob Grimm und der Historismus*, München 1979, S. 13.